



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Macht und Recht im konstitutionellen Staate von Dr. Barns jr. (so!). Neuwied und Berlin, Louis Heuser

Diese kleine Schrift enthält eine große Menge Gelehrsamkeit, indem darin gelegentlich, in Anmerkungen, alle modernen staatsrechtlichen Systeme geprüft werden. Das Wesen des konstitutionellen Staates, findet der Verfasser, ist die Rechtsgestaltung im Sinne der Gesellschaftsbedürfnisse. In wie weit die nach Machterweiterung strebende und zur unbeschränkteren Herrschaft neigende Regierung eingeschränkt werden könne, das hänge von dem Maße der Freiheit ab, „das die jeweilige Gesellschaft für sich als vernunftnotwendig zur Entwicklung ihres Verkehrsda-seins erachtet und auch einzuhalten versteht.“ Sehr beachtenswert sind folgende Sätze auf S. 26: „Die sicherste Stütze einer dauernden Staats- und Rechtsordnung und die größte Gewähr für den Schutz der rechtlichen (?) Gleichheit und Freiheit der Staatsbürger und Sicherheit der Verkehrsbewegung, wodurch das unbedingte Vertrauen zur höchsten Staatsgewalt und ihrer Regierung am meisten erhalten wird, ist die Unabhängigkeit der Rechtspflege. . . . Die Autorität der Gesetze ist für die [Justiz-] Beamten allein maßgebend und die Aufsicht über die Wahrung dieser Autorität kann und darf nicht in eine Leitung, d. i. Weisungen der obersten Justizverwaltung für einzelne Rechtsfälle übergehen, indem dann keine Grenze für die Rechts- oder Willkürübung gezogen werden kann, wodurch dann das Wesen der Rechtspflege, die Grundforderung, unabhängig von allen außerhalb der Gesetzesautorität stehenden Einwirkungen betrieben zu werden, aufgehoben und jene in das Gebiet der Verwaltung verlegt werden würde.“ Pessimisten sind der Ansicht, daß dieser Zustand bei uns vielfach schon eingetreten sei.

Fort mit den Zuchthäusern! Von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck, außerordentlichem Professor der Rechte an der Universität Breslau. Breslau, Wilhelm Koebner, 1894

An dieser Schrift haben wir nur das eine auszusetzen, daß sie nicht schon einige Jahre früher erschienen ist. Doch hat die Verzögerung vielleicht eher genützt als geschadet, denn die Übel müssen eine gewisse Höhe erreicht haben, ehe sich die hartnäckigen Anhänger des Bestehenden herbeilassen, sie zu sehen. Bruck beweist, was ohnehin jeder sieht, der Augen hat, daß das herrschende Strafsystem, weit entfernt davon, die Gesellschaft vor Verbrechen zu schützen und den Verbrecher zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu erziehen, vielmehr selbst Verbrechen erzeugt, die Verbrecher nur schlechter macht und solche zu Verbrechern macht, die es bis zu ihrer Verurteilung noch nicht gewesen sind. Er zeigt ferner an den wunderbaren Erfolgen der englischen Strafkolonien (wunderbar nur für solche, die noch nicht wissen, in welchem Grade das Verbrechen ein Produkt von Gesellschaftszuständen ist), daß die Deportation die beiden Hauptzwecke der Strafrechtspflege in so hohem Grade erfüllt, als es bei der Unvollkommenheit aller irdischen Einrichtungen nur irgend zu erwarten ist. Er widerlegt ferner die Einwürfe der Gegner, namentlich Krohnes; er legt endlich dar, wie wir im deutschen Reiche das Deportationswesen einzurichten hätten, und welche Gebiete in unsern Kolonien dafür geeignet sein würden. Unsere Leser werden sämtlich die Schrift schon aus Rezensionen in Zeitungen kennen und auch heftige Angriffe darauf gelesen haben; möge sich keiner dadurch abhalten lassen, sie selbst zur Hand zu nehmen! Um das niemandem zu ersparen, verzichten wir auf eingehende Inhaltsangabe und Erörterung.

Allerdings bestimmt uns dazu auch noch ein zweiter Grund: wir gedenken später einmal die Unzweckmäßigkeit der jetzt üblichen Strafweise von unserm eignen Standpunkte aus selbständig zu behandeln; dabei werden wir dann auch auf die Deportation zu sprechen kommen und auf die vorliegende Schrift näher eingehen müssen.

Taschenflora des Alpenwandrer's. Kolorirte Abbildungen von 170 verbreiteten Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Ludwig Schröter, mit kurzen botanischen Notizen in deutscher, französischer und englischer Sprache von Dr. C. Schröter, Professor der Botanik am eidgenössischen Polytechnikum. Vierte Auflage. Zürich, Kaufmanns Verlag

Ein hübsch ausgestattetes, handliches Büchlein, das uns auf 18 Tafeln in gelungenen Abbildungen die verbreitetsten Kinder der Alpenflora vorführt. Wie schon der Titel sagt, ist der Hauptnachdruck auf die Bilder gelegt, die es auch dem Laien möglich machen, durch bloße Vergleichung den Namen einer Bergpflanze kennen zu lernen. Die Auffindung und Bestimmung wird weiterhin erleichtert dadurch, daß der beschreibende Text in übersichtlicher Weise den Bildern gegenübergestellt ist. Er ist nach natürlichen Gesichtspunkten geordnet (Alpensträucher, polsterbildende Nivalpflanzen [warum Nival?], hochwüchsige Alpenkräuter, Enziane, Primeln, Skrofelkräuter, Glockenblumen und Rapunzeln u. s. w.), und über seine knappe Fassung wird sich auch der erfahrenere Botaniker freuen. Besonders belehrend nicht bloß für den Pflanzenfreund, sondern auch für den Geographen wichtig ist die in den Erläuterungen zum Text enthaltene Unterscheidung und Definition der verschiedenen Standorte (Wiesen, Weiden, Matten, Wildheuplätze u. s. w.).

Manches dieser sonnigen Kinder der Flora wird dem süddeutschen Pflanzensammler von seinen Hochebenen, Bergen und Wäldern her bekannt sein, manches aber auch ihm eine neue, fremdartige Erscheinung sein und ihn reizen, in die Alpen zu reisen, um die farbenprächtigen Blüten an ihrem heimischen Standort aufzusuchen. Und so wird Schröter immer mehr neben Bädeler im Rucksack des Touristen seinen Platz erhalten und auch dem, der bisher die Berge vielleicht nur der Aussicht halber bestiegen hat, eine Quelle neuen Genusses erschließen.

Philippine Welfer. Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters von Wendelin Böheim. Innsbruck, Museum Ferdinandeum

Wir bedauern es oft, wenn die kritische Forschung vor unsern Augen ein zartes Sagengebilde mit rauher Hand zerstört und statt dessen die prosaische geschichtliche Wahrheit zu Tage fördert. Auch das vorliegende Werk dient dem Zweck, die Nachweise für die Grundlosigkeit einer solchen geschichtlichen Sage zu sammeln. Wir können aber hier mit dem Tausche zufrieden sein. Denn wenn auch die Geschichte von der Verlobung des jungen Erzherzogs mit der um zwei Jahre ältern Patrizierstochter Philippine Welfer ihres poetischen Schimmers entkleidet wird, so finden wir doch erfreulicherweise andererseits auch das thörichte Gerücht von einer durch Hofintriguen angelegten Ermordung der Fürstin (durch Aufschneiden der Pulsadern) als völlig unbegründet hingestellt; das reine, glückliche Familienleben des Erzherzogs, wie es uns hier entgegentritt, schließt die Möglichkeit einer solchen That völlig aus. Den Grund zu der Sage hat man vielleicht in der unsinnigen Sitte jener Zeit zu suchen, alle Krankheiten durch Aderlaß kuriren zu wollen; und Philippine, die den äußern Anzeichen nach zu schließen an einer Nierenkrankheit litt und starb, ist gewiß auch mit diesem Mittel nicht verschont worden.

Das Charakterbild, das uns der Verfasser von der edeln Fürstin und der hilfreichen Mutter des Volks entwirft, spricht übrigens deutlicher von der schönen

Seele Philippinens, als die zahlreichen Bildnisse von ihrem bezaubernden Außern. Wirkliche Schönheit finden wir eigentlich nur in dem zweiten Porträt (S. 9), doch läßt auch das erste (S. 6) auf die liebliche Erscheinung des Mädchens schließen.

Das reich und schön ausgestattete Werk wird für den Kulturhistoriker und den Kunsthistoriker sicher von Interesse sein, wird aber auch dem Bücherschatz jeder gebildeten deutschen Frau zur Zierde gereichen.

Schwarzes Bret

In Nr. 369 des „Berliner Tageblatt,“ wie es sich selbst dekliniert, ist in durchschossenem Druck zu lesen:

„Als tapfere Journalistin hat sich am Tage des ersten der jüngsten Erdbeben in Konstantinopel die Frau unsers Korrespondenten in der türkischen Hauptstadt erwiesen. Unser Korrespondent hatte sich, einer Einladung des Königs von Serbien folgend, demselben auf seiner Rückreise bis Nisch angeschlossen und war so von Konstantinopel abwesend. Im Augenblick des Erdbebens befand sich die Gattin unsers Korrespondenten gerade in dem Bazar, dem am härtesten mitgenommenen Punkte von Konstantinopel, sie hatte einige fremde Damen dorthin begleitet. Zwischen zusammenstürzenden Mauern, brechenden Säulen, über die zu Boden geworfenen und zertretenen Menschen hinweg wurde die Dame durch die unförmig gewordene Menge zum Bazar hinaus wie in einem Strom getragen. Während alles nur auf die eigne Sicherung bedacht war, hatte die mutige Kollegin nur einen Gedanken: die Nachricht alsbald als die erste in unser Blatt zu bringen. Sie arbeitete sich bis zum nächsten Telegraphenamte durch, wählte mit richtiger Überlegung für ihre Depesche den Kabelweg über Odessa, und so gelang es ihr, die Meldung so rasch befördert zu erhalten, daß sie noch rechtzeitig für unsere nächste Morgenzeitung eintraf und die erste Nachricht des schrecklichen Ereignisses im Berliner Tageblatt erfolgen konnte. Glänzender konnte der Beruf der Frauen zum Journalismus nicht bewiesen werden.“

Geschmackloser konnte der Beruf zum Journalismus überhaupt nicht begründet werden. Hoffentlich ist die Zahl der Kollegen nicht allzu gering, die es sich nachdrücklich verbitten, daß das Kennzeichen eines tüchtigen Journalisten darin gesucht wird, wie rasch er unter schwierigen Verhältnissen den Weg zum nächsten Telegraphenamte findet. Die Handwerker vom Berliner Tageblatt mag man immerhin nach diesem äußerlichen Maßstabe beurteilen, da man einen höhern an ihre Leistungen nicht wohl anlegen kann.

Dieses erleuchtete Organ der hauptstädtischen Bildung scheint überhaupt einen Freibrief für Geschmacklosigkeit zu haben. Bei der Ankunft des Majors v. Wisßmann in Berlin bemäntelt es sein Bedürfnis nach „sensationellen“ Nachrichten durch folgende dummdreiste Phrase (Nr. 366, Abendausgabe von Sonnabend den 21. Juli):

„Da haben wir es denn als eine Ehrenpflicht betrachtet, den hochverdienten Afrikakämpfer und Forscher in der Heimat persönlich unsern Willkommensgruß zu entbieten und uns durch Augenschein von seinem Befinden zu überzeugen. Wir haben zu diesem Behufe einen unsrer Kollegen in das Hotel Bristol entsandt, welcher von dem Major v. Wisßmann auch sofort in seiner liebenswürdigen Weise empfangen wurde.“

Daß doch gewisse Leute gerade das für ihre Pflicht halten, wozu sie ihrer Natur nach am wenigsten Beruf haben!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig